

Walter
W. - R.
Franzke



Anno
2084

Roman

PINTAS
VERLAG ■



Walter W.-R. Franzke

Anno 2084

PINTAS
VERLAG ■

Gewidmet
meinem jüngsten Sohn Julian

Besuchen Sie uns im Internet:

www.pintas-verlag.de

ISBN 978-3-945343-18-0

1. Auflage 2020

PINTAS-VERLAG, Frankfurt am Main

www.pintas-verlag.de

© Sämtliche Rechte am Text liegen beim Autor

Umschlaggestaltung: Walter W.-R. Franzke unter Verwendung
einer Illustration von Stefan Dimitrov

Druck und Bindung: Bookpress, Olsztyn/Polen

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf als Ganzes und in
Auszügen nur mit Genehmigung der Rechte-Inhaber wiederge-
geben werden.

KAPITEL 1

„Ich drück dich ganz doll, Cosima! Und gib deinen Eltern einen Kuss von mir auf die Stirn. Nicht vergessen! Hab dich lieb. *Over*“ Mit dem letzten Wort signalisierte ich dem, wie ich es ketzerisch nannte, 2068er Selbstüberwachungssystem, dass das Telefonat zu Ende wäre.

„Willst du noch mit jemand anderem aus deiner Familie sprechen?“, fragte mich säuselnd diese nicht mehr taufrische Konservendose auf dem Sideboard, die außer der eingebauten Kamera und einer Projektionsmöglichkeit noch einen in die Wand eingelassenen Verstärker für die anderen Zimmer hatte.

„Negativ!“ Stets versuchte ich, einen nicht zu aufbrausend wirkenden Tonfall zu wählen. Ich hasse es bis heute, wenn man mir zu viel abnehmen und eine Kommunikation aufzwingen will. Aber da stelle ich eher einen Einzelfall dar, die Mehrheit aus meinem Familien- und Freundeskreis versuchte der hauseigenen Smart Home-Solution immer mehr anzutrainieren. Dabei sich schon lange die Frage stellte, ob es zum jetzigen Zeitpunkt nicht längst umgekehrt war, weil sich die Menschheit einfach zu viel an Wissen und Fähigkeiten aus der Hand nehmen ließ.

„Wir sind heute aber nicht gerade gut drauf. Wie wäre es mit einem Stimmungsoptimierer?“ Postwendend bekam ich einen Vorschlag unaufgefordert zurück. Ich hatte mich für die Stimme von Darth Vader entschieden, letztlich konnte man sich unter einer irren Auswahl Prominenter entscheiden. Namentlich hatte ich meinem digitalen Pendant die Ansprache *Orwell* verpasst, was die Software anfangs nicht akzeptierte. Erst eine geharnischte Email an den Hersteller und die Dro-

hung, wegen der Namenszensur an die Presse zu gehen, gaben den Weg letztlich frei.

„Und jetzt lässt du mich zwei Stunden mal absolut in Ruhe.“ Nur durch diesen Befehlston konnte ich Ruhe bekommen. „Okay, Meister, wird gemacht. Sie sprechen immer so komplizierte Sätze zu mir. Meine Kollegen in den anderen Haushalten brauchen sich nicht so viel Geschachteltes anzuhören. Wünsche angenehme Ruhe.“ Ich schmiss meine Baseball-Cap auf die nervende Dose und machte es mir im Sessel bequem. Die Gefahr, dass es jemand hackte und Bilder von der Badewanne oder das Protokoll einer Finanz-Transaktion überspielte, war relativ groß. Wenn man allerdings den Stecker zog, was ich einmal anfangs ausprobiert hatte, musste man die ganze Chose wieder aufwändig neu einrichten.

Natürlich wusste ich vom Stream der eingeblendeten Projektion, wie meine dreijährige Ururenkelin aussah. Wie die meisten Kinder in diesem Alter, die dem Säuglingsstadium entstiegen sind, einfach ... niedlich und knuddelig. Da ihre Eltern, Esther und Moses, nicht allzu oft den Weg zu mir fanden, hatte ich mir über einen speziellen 3-D-Drucker eine Einszueins-Kopie anfertigen lassen. Ursprünglich kam diese Technik aus dem Sextoy-Bereich. Diese immer weiter perfektionierten Sexgespielinnen wirkten inzwischen wie Klone, die ihr Handwerk mindestens so gut wie eine Durchschnittsfrau beherrschten. Dann kam einer der chinesischen Marktführer auf die Idee, den Personenkreis zu erweitern. Sofern man einen sauberen 3-D-Scan ablieferte, konnte man sein Kinder im Alter von x Jahren, seinen Fernbeziehungsgeliebten, seine Oma usw. anfertigen lassen und bekam drei Wochen später den lebensgroßen Karton mit einer Drohne geliefert.

Es wirkte wie das Öffnen eines Sargs, allerdings gab es eine freudige Wiederauferstehung und je nach Ausstattungsvariante konnte man sich noch Stimme, Erinnerungen, besondere Gesten etc. aufspielen lassen. Die Bestellung war nicht gerade billig. Das Material für die Haut, dasjenige für die Haare, die

vielen Farbwechsel für Pigmentstörungen, gezüchtete Nägel und die Augen von Zeiss forderten eben seinen Tribut. Wenn man jedoch zehn Mal zu der Person fahren und adäquate Geschenke mitbringen wollte, hielt es sich finanziell schon wieder die Waage.

Klar, gab es Missbrauch: Gehörnte bekam vom neuen Lover eine Billigversion der Ex vor die Tür gestellt, genervte Eltern zeigten Pubertierenden die noch liebbarere Vorversion, manche nutzen das Original der Oma, um sich daran zu vergehen. Ausschlaggebend für mich war, ein haptisches Gefühl von der Display-Person zu bekommen. Und so nahm ich Cosima in den Arm und dachte mir, wie es sein würde, wenn ich diesen Nachmittag mir ihr verbringen könnte. Auf ihre Eltern konnte ich nicht wirklich sauer sein, denn natürlich hatte der Besuch der beidseitig noch lebenden Omas und Opas Vorrang. Der Ururopa vergrößerte den Familienkreis nicht unerheblich und einem dreijährigen Kind den nicht ganz einfachen Stammbaum zu erklären, überforderte es ohnehin. So hielt ich mich mit meinen Wünschen in dieser Hinsicht zurück.

Selbiges tat ich konsequenterweise gleichfalls bei den anderen 14 Urukeln. Allerdings führte das dazu, dass ich so langsam ein ganzes Zimmer mit diesen künstlichen Doubles voll hatte. Und natürlich wollte ich ja auch wissen, wie sie sich alle entwickelt hatten, mit sieben oder vierzehn Jahren. Meinem Menschenbild widersprach es, sie so einfach aus der Kammer zu entsorgen, bis ich endlich den oder die Gesuchte in Händen hielt. Viele hatten wie ich irgendwann ein Platzproblem. Manche lösten es dadurch, dass sie sich eine Garage oder einen Container im Storage-Center anmieteten. Andere, die sich den monatlichen Obolus nicht leisten konnten oder wollten, stellten die Klone nachts auf die Straße. Natürlich musste man zuvor den Kopf abtrennen, denn sonst hätte ja jeder aus der Siedlung gewusst, wer da gerade einen Nachfahren dem Müll übergeben hatte. Oft genug gab es Fehlalarm

bei der Polizei, weil manche Scherzbolde die abgelegten Körper mit Ketchup beschmierten.

Ich genoss die folgenden zwei Stunden, auch wenn mir ein Date mit dem Original deutlich lieber gewesen wäre. Die Klone konnten bis jetzt noch nicht auf einen zurennen, hochspringen und im gleichen Augenblick außer Atem „Opa, Opa“ laut ins Ohr rufen. Man hätte zwar einiges an Originalsprache und typischer Mimik mitbestellen können, doch gerade bei Kleinkindern schien mir diese Zusatzoption nur von begrenztem Wert. Es blieb also eher eine einseitige Veranstaltung, dennoch schien mir diese Situation besser als pures Alleinsein. Meine letzte Beziehung lag schon einige Zeit zurück und so blieb mir im Wesentlichen das Knuddeln der Ururenkel, das ich freilich auch nicht übertreiben wollte.

Ohnehin verfestigte sich bei mir der Eindruck, dass den Jugendlichen das Anfassen von anderen Menschen immer schwerer fiel. Es konnten ja Bakterien, Hautschuppen oder eine kleine Perle Schweiß an ihm haften. Igitt!!! Und der Austausch von Körperflüssigkeiten war schlicht verpönt. Zungenküsse, wie ich sie in den Neunzehnhundertsiebzigern mit einer gewissen Wollust pflegte, waren mittlerweile durch ein knappes Berühren der trockenen Lippen abgelöst worden. Der Akt wurde eher durch mechanische Bewegungen auf Distanz ausgeführt und nur ausnahmsweise bei wirklichem Kinderwunsch strich sich die Frau das Ejakulat verstohlen in die Scheide. Der kulturell einst entwickelte Sinn für Geruch, den man beispielsweise an seinem Partner genüsslich zur Wiedererkennung wahrnahm, war im Lauf der Zeit degeneriert. Eine Umarmung oder ein Händeschütteln zur Begrüßung von Freunden war letztlich nur statthaft, wenn man wusste, dass der andere schon früher sein Einverständnis dazu gezeigt hatte. Häufig auftretende Pandemien, die weltweit alle sechs bis sieben Jahre mit hohen Todesraten auftraten, verschärften diese Entwicklung.

Manchmal erhielt ich über einen der Ururenkel eine Einladung in deren Klasse, um in den Yesterday-Hours über „meine“ Zeit zu berichten. Um diese Stunde plastisch zu gestalten, hatte ich mir im Lauf der Zeit eine Reihe von Reagenzgläsern zugelegt, die ich mit sehr unterschiedlichen Inhalten auffüllte. Neben ekligen Füllungen wie Kuhmist, brackigem Altwasser und dem Rest eines französischen Käses gab es auch Marillenschnaps, Waschmittel und wirklich scharfen Chili aus Thailand. Meine Stunden waren gleichermaßen gefürchtet wie geliebt. Es gab ausnahmsweise keinen Displayunterricht und wer mir am Ende des Duftriechens alle Inhalte korrekt erschnuppert hatte – was keineswegs immer vorkam –, erhielt von meiner Seite wahlweise den Key für ein besonderes Add-on des neuesten Ballerspiels oder der aktuellsten Tierpflege-Saga. Thematisch erzählte ich vom Ende des fossilen Zeitalters und den Ur-Anfängen der Digitalrevolution.

Mir selbst brachten die Unterrichtsstunden eine gewisse Nähe zu der Ideenwelt der Jugendlichen. Denn sie waren die Zukunft des nächsten Jahrhunderts und ich fand es schon immer überlebensnotwendig, „mit der Zeit zu gehen“. Wer von der Lebenswirklichkeit abgehängt wurde, mutierte meines Erachtens schnell zum Einsiedler. Und wer wirklich lange leben will, kann nicht im Zeitfenster der ersten Midlife-Krise hängenbleiben. Man konnte nun einmal nicht mehr in einen Tante Emma-Laden gehen und bar bezahlen. Ich nötigte eCosima ein kurzes Nicken ab, bevor sich nach exakt zwei Stunden Orwell wieder meldete.

„Meister, ich steht Ihnen wieder voll und ganz zur Verfügung. Allerdings ist meine Funktionsfähigkeit beeinträchtigt, weil ein Stück Stoff meine Sehfähigkeit stark beeinträchtigt. Wären Sie so freundlich, dieses im eigenen Interesse zu entfernen, damit ich zu ihren Diensten sein kann?“ Er, dem ich ein männliches Geschlecht verpasst hatte, schien mir nicht ganz im Unrecht zu sein. Denn falls ich plötzlich versehentlich stolpern sollte und nicht mehr allein hochkam, konnte

er automatisch zügig die nächste ärztliche Rettungsstelle informieren. Diese entschied dann anhand der digitalen Aufzeichnung, wie schnell der Notarzt zu mir kommen musste. Mithilfe des für diese Kräfte universellen QR-Codes konnten sie dann schnell Zugang zu meinem Apartment bekommen, selbst wenn ich selbst zur Öffnung nicht mehr imstande sein würde.

Allerdings gab es da ja noch James in meinem Haushalt, wie ich meinen Begleitroboter zynisch getauft hatte. Im Katalog war er einst unter der technischen Bezeichnung CareRobo verkauft worden. Ich hatte ihn gebraucht erworben, weil mir die neuen Modelle zu übergriffig erschienen. Er verhielt sich von Natur aus eher zurückhaltender, unterstützte mich bei Hausarbeiten und konnte mich sogar in die Badewanne setzen, wie ich spaßeshalber einmal ausprobiert hatte. Besonders spannend, manchmal aber ebenso nervig fand ich es, wenn sich Orwell und James über die Lufthoheit bei mir stritten. Orwell konnte jedwede Information blitzschnell herbeizaubern, benötigte andere aber, um gewisse rein mechanische Dienste ausführen zu lassen. Das war eindeutig die Domäne von James, der überall ohne Murren anpackte, aber präzisen Input brauchte. Dennoch war auch er selbstlernend und bei vielen Aktionen brauchte man ihm vorab gar keine Befehle mehr zu geben. Vorausschauenderweise hatte ich schon nach der Übergabe die bestehende Vernetzung abgeschaltet, so konnte ich ihn nach eigenem Gusto trainieren.

Persönlich, soweit überhaupt davon die Rede sein konnte, lag er mir mehr. Denn er entpuppte sich als wirkliche Unterstützung im Haushalt. Orwell hatte seine Stärken im Kommunikations- und Wissensbereich, was aber aufgrund meines altertümlichen Bildungshintergrunds nicht unbedingt der großen Unterstützung bedurfte. Ohne meinen Mitmenschen zu nahe treten zu wollen: Viele hatten inzwischen bei den banalsten Fragestellungen solche Hilfe nötig. Brennend interessierte mich stets erneut, ob es so etwas wie Eifersucht

zwischen beiden im Lauf der Zeit entwickeln konnte. Beantworten konnte ich das aber nicht und so ging ich vorläufig davon aus, dass weder Orwell noch James zu einem solchen Gefühl in der Lage wären.

Letztlich war es mir auch lieber so, denn weder mochte ich unnötige Konflikte auf engstem Raum, noch wollte ich Streitschlichter bei Nichtmenschen spielen. Zudem sorgte ich durch eine klare Rollenaufteilung dafür, dass sich die zwei Hilfen nicht groß in die Quere kamen. Bei Orwell beobachtete ich allerdings die Tendenz, immer lieb Kind sein zu wollen und mit kleinen Ratschlägen stets den Eindruck der allergrößten Fürsorge aufkommen zu lassen. Doch noch fühlte ich mich mit meinen 131 Jahren keineswegs betagt und vertröstete ihn damit, dass er später mit mir sicher noch Großartiges bewirken könne.

„Orwell, lass mich einfach nochmals zwei weitere Stunden komplett in Ruhe.“ Dieses Mal kam der Tonfall leicht unwirsch herüber.

„Sie denken aber daran, Meister, dass Sie heute noch vor die Tür müssen. Sonst fallen bestimmte Körperwerte unter das Mindestlevel, was Ihrer Gesundheit nicht zuträglich ist.“ Da war er wieder, der Algorithmus, den seine IT-Schöpfer dazu bestimmt hatten, eine gewisse Emotionalität zwischen uns zu schaffen.

Selbstverständlich war ich bis zum 61sten Lebensjahr nie davon ausgegangen, jemals älter als 70plus zu werden. Größere gesundheitliche Probleme hatte ich bis dahin nicht, auch meine beiden Großmütter waren deutlich über 90 geworden. Ich hielt mich bei der eigenen Prognose an das statistisch errechnete Durchschnittsalter eines bestimmten Jahrgangs, das der gesetzlichen Rentenversicherung als Durchschnittswert für die Lebenserwartung zugrunde lag. Fünfeinhalb Be-

schäftigungsjahre lagen noch vor mir, bevor es in die Rente gehen sollte.

Diese Ausgangssituation änderte sich eines Tages, als ich wieder einmal mit der U5 gegen 19.00 Uhr in den wohlverdienten Feierabend fuhr. In den Wagen der Berliner Verkehrsbetriebe gab es zu dieser Zeit etliche Bildschirme, die den Fahrgästen die neuesten Nachrichten vorhielten. Irgendwann bemerkte man aber die sich wiederholende Schleife und suchte sich andere Fixpunkte für die displaygeplagten Augen, etwa die tätowierte Punkfrau in der schwarzen Phantasiemontur gegenüber. Über den Fenstern klebte oft Werbung für Fernbusse, Studiengänge und ... Klinikversuche, die ich beim Blickwechsel auf einen singenden Centbettler wahrnahm.

Wer will gesund 100 Jahre und mehr werden? stand da mehrfach in fettgedruckten Lettern, ähnlich der Werbung für Fitness-Studios. Beim weiteren Lesen des Textes erfuhr man/frau (auf das richtige Gendern legte man in der Hauptstadt schon immer besonders viel Wert), dass es sich um eine Studie verschiedener Medizinprodukte-Hersteller handelte. Wer älter als 60, noch gesund sei und mehr nach vorne als zurück blicke, könne sich unter der angegebenen Hotline weitere Informationen beschaffen. Obwohl keine Leidensgebühr in Aussicht gestellt wurde, zückte ich das Smartphone und machte beim Hinausgehen leicht geniert schnell ein Foto davon.

Eigentlich hatte ich diesen Feierabend-Moment schon wieder vergessen, als ich eines Nachts in der Folgewoche träumte. Das geschah nicht oft, es musste schon eine zu hoch temperierte Atmosphäre im heimischen Schlafzimmer geherrscht haben. Meine damalige Partnerin Uta drehte gelegentlich nach meinem schnellen Einschlafen heimlich und ganz leise den Regler hoch, um ihre Füße warm zu bekommen. Im Traum, der mich vom Muster etwas an den Streifen „Zurück

in die Zukunft“ erinnerte, hatte mich die digitale Zeitmaschine 50 Jahre vorausgebeamt.

Als ich an mir herunterblickte, war ich allerdings nicht in der körperlichen Verfassung eines 110-Jährigen, sondern hatte weiter meine gewohnte Konstitution. Meine drei eigenen Kinder jedoch waren entsprechend gealtert und betagt. Anfangs dachten sie, einer Sinnestäuschung zu erliegen. Mit der Zeit fanden sie aber Spaß daran, mit diesen zeitlichen Verschiebungen und Brüchen umzugehen. Immerhin war ich als ihr Vater nun 30 Jahre jünger als sie selbst.

Auf den ersten Eindruck schien es mir fast so, als könnte man auf diese Weise die im 19. Jahrhundert gelebte Großfamilie mit besseren Voraussetzungen wiederbeleben. Wir entschuldigten uns für so manche Fehlentwicklung in der Vergangenheit, ließen gemeinsame Erlebnisse wieder lebendig aufleben und irgendwann meinte mein Sohn Toni, ich könne ihn ja dann pflegen und nicht umgekehrt. Der morgendliche Wecker holte mich dann aus meinem spannenden Traum, meine Partnerin nebenan murmelte etwas von einer ungewöhnlichen Bewegungsarbeit in den Federn.

In der Mittagspause zückte ich dann entschlossen mein Smartphone und gab die abfotografierte Nummer der Hotline ein. Zum Glück landete ich nicht in einer endlosen Warteschleife, was sich bei mir mit Sicherheit atmosphärisch auf den Gesprächsauftritt ausgewirkt hätte.

„Einen schönen guten Tag! Hier ist die LVL-Research Group, mein Name ist Chiwolla. Wie kann ich Ihnen helfen?“

Ich erfuhr, dass es sich um einen umfänglichen Feldversuch handeln würde, dessen Ziel es bei erfolgreichem Abschluss wäre, betuchten Privatpatienten lebensverlängernde Behandlungen anzubieten. Die Probanden konnten sich entscheiden, ob sie nur an einem Modul teilnehmen oder das Komplettdprogramm durchziehen wollten. Zu Beginn würde ein kompletter Blutaustausch stehen, bei dem man ersatzhalber das Plasma von gesunden Jugendlichen bekäme. Dann

würde man sich um den Knochenaufbau und bereits vorhandene Arthritis kümmern, kritische Gelenke würden durch passgenaue Modelle aus dem 3-D-Drucker ersetzt. Sollten Organe, wie Niere, Prostata oder Bauchspeicheldrüse einen zu abgenutzten Zustand aufweisen, so bekäme man direkt einen an Tieren gezüchteten Ersatz eingesetzt. Dieser hätte dann wieder die ungefähre Haltbarkeit eines durchschnittlichen Lebens.

Bei Bedarf gäbe es auch Schönheitsoperationen, allerdings nur an jenen Körperstellen, die von der Bekleidung nicht bedeckt wären. Um Implantate beim Zahnarzt müsste ich mich allerdings selbst kümmern, was ich aber finanziell durch eine Zusatzversicherung absichern könnte. Insgesamt wäre es eine sehr kostspielige Klinikstudie, die mir einiges an Zeit und Risikobereitschaft abverlangen würde. Ich möge doch darüber schlafen, mich mit der Familie besprechen und bei einem positiven Entschluss wieder melden. Dann würde ich zeitnah einen Termin für einen Gesundheitscheck und die juristischen Formalitäten bekommen.

Nach dem Telefonat war ich komplett von den Socken, an die eigentliche Arbeit im Büro war nicht mehr zu denken. Obwohl ich täglicher Zeitungs- und Fachzeitschriftenleser war, fragte ich mich, wie mir solche Fortschritte im medizinischen Bereich nur entgangen sein konnten. Andererseits war sicher zu bedenken, dass bis zu einer möglichen endgültigen Zulassung noch vermutlich zwei Jahrzehnte ins Land ziehen würden. Die Idee als solche fand ich in gewisser Weise durchaus bestechend, das Sparen der Ausgaben in wahrscheinlich sechsstelliger Höhe rief den deutschen Sparfuchs in mir hervor.

Weniger erfreulich erschien mir das Gemetzel an meinem Körper, mögliche Abstoßreaktionen, die Risiken eines ärztlichen Kunstfehlers und der Gedanke, dass die Ersatzorgane nicht menschlichen Ursprungs waren. Natürlich war ich gespannt auf die Reaktion von Uta, von der ich allerdings auf-

grund unseres Zusammenlebens wusste, dass sie Neuem und Veränderung gegenüber deutlich weniger aufgeschlossen war als ich.

Auf dem Nachhauseweg blinzelte mich wieder die Werbung in der U5 an, mit der ich nun deutlich mehr verbinden konnte. Am liebsten hätte ich jedwede Klebefolie in den Waggons abgerissen, denn dieses Experiment sollte meiner Ansicht nach geheim bleiben und zu einer Verlosung der Plätze aufgrund zu hoher Nachfrage sollte es nach meinem Dafürhalten nicht kommen. Wäre ich in diesem Moment ehrlich zu mir gewesen, hätte ich die Festlegung auf eine Teilnahme meiner Person letztlich schon spüren müssen.

„Und, was gibt es Neues im Büro? Hat dich deine inkompetente Chefin ausnahmsweise mal ohne Schikane arbeiten lassen?“ Nicht besonders spannend fand ich daher diese Frage von Uta zum Auftakt unseres aufgewärmten Wochenendessens.

„Ich hab sie einfach komplett ignoriert. Am Nachmittag ist mir dies ganz besonders gut gelungen, weil ich komplett andere Dinge im Kopf hatte.“ Ich versuche, es ein wenig spannend zu machen.

„Hast du eine gutaussehende Azubine zugewiesen bekommen?“ Er schmeichelte mir natürlich, dass sie eine, wenn auch nur kleine Eifersucht erkennen ließ und mich für fähig erachtete, dem beruflichen Nachwuchs auf die Sprünge zu helfen. In der Tat mochte ich es, mit jungen Leuten zusammen zu arbeiten und sie an der Erfahrung teilhaben zu lassen. Andere Kollegen fühlten sich dadurch nur abgelenkt und mieden es, überhaupt auf eine solche Unterstützung angesprochen zu werden.

„Als Neuberliner mit westlichen Wurzeln fahre ich doch gern diese überalterten U-Bahn-Züge ...“. Ich versuchte, einen Spannungsbogen aufzubauen.

„Jetzt lass mich nicht so zappeln ...“ Jäh wurde ich von ihr am Aufbau meiner Story gehindert.

„Immerhin hängen jetzt keine Sprüche mehr zum weiteren Aufbau des Arbeiter- und Bauernstaats herum, sondern Werbebanner der einstigen Kapitalistenschweine. Weil alle im Abteil auf ihr Smartphone starrten, hab ich meinen Blick kreisen lassen und bin an einer gestalterisch wenig anspruchsvollen Anzeige hängengeblieben.“

„Willst du einen Chinesisch-Kurs binnen zwei Wochen absolvieren?“ Ein großes Fragezeichen stand meinem Gegenüber in den Augen.

„Fast getroffen, ich will eventuell bei einem Klinikversuch...“

Unvermittelt wurde ich in meinem Redefluss unterbrochen.

„Früher hat man dafür Ratten und Schimpansen gequält. Und jetzt willst du dich freiwillig zur Verfügung stellen? Da hat wohl bei euch heute Mittag ein Kollege seinen Geburtstag mit reichlich Alkohol gefeiert.“ Es war wirklich schwierig, auf den Punkt zu kommen und den sich steigernden Spannungsaufbau konnte ich wahrhaft in die Tonne treten.

„Hör zu, ich will es kurz machen. Es geht um den wissenschaftlich begleiteten Versuch, meinen gegenwärtigen körperlichen Zustand über ein paar Jahre, vielleicht auch Jahrzehnte, in die Zukunft zu retten.“

„Ja, ja ... und morgen kommt der leibhaftige Weihnachtsmann. Dass du in deinem Alter solchen Ansagen wirklich noch auf den Leim gehst! Ich habe gerade den Eindruck, dass du mit deiner neuen Jahreszahl nicht so ganz klarkommst!“ Sie räumte die geleerten Teller weg, holte einen guten Whisky aus der Hausbar und platzierte ihre Hand auf meiner linken Schulter.

„Ich mag dich doch so wie du bist und der Alterungsprozess gehört nun mal zu unserem Leben. Trink einen mit mir und dann verschwinden sicher die Flausen.“ Ich schnupperte am eingeschenkten Laphroaig und schon dessen treffliche Note ließ mich ketzerisch werden.

„Du weißt doch, dass ich bei Alkohol nur noch verrücktere Ideen bekomme. Salute!“ Mit angenehm pelziger Zunge versuchte ich, weitere Details los zu werden. Noch bevor die ziemlich volle Flasche komplett geleert war, verständigten wir uns darauf, dass sie morgen selbst bei dieser Nummer anrufen würde und wir auf dieser Basis dann das Gespräch fortsetzen sollten.

„Ich meld mich bei denen aber nicht mit dem richtigen Namn.“ Ein zwangsläufiges Nuscheln hatte sich bei ihr eingestellt. Eigentlich hätte ich auch gleich gar nicht ins Büro gehen brauchen, so voller Spannung war ich auf Utas Bericht. Ich ließ mir von ihr das Telefonat in jeder Einzelheit erzählen, um sicher gehen zu können, dass sie dieses überhaupt bis zum Ende geführt hatte. Und dann gab es da ja noch die Möglichkeit, dass sie eventuell mehr als ich in Erfahrung gebracht hatte. Dem war aber nicht so. Mir drängte sich der Eindruck auf, dass sie erst jetzt die Geschichte wirklich glaubte.

„Ist schon ein verrücktes Angebot.“ Dies zuzugeben, fiel ihr sichtlich schwer. „Aber für mich kommt so was nicht in Frage.“

„Ginge bei dir ja auch gar nicht, weil der Teilnehmerkreis auf Leute 50plus beschränkt ist.“ Geschickt versuchte ich ihre offensichtliche Ablehnung auf andere Faktoren zu schieben. „Du willst dir also im Alter noch einen Rentner oder Pensionär als mein Ersatz an Land ziehen?“ Sie schien mir diese Aussage nicht ganz zu verstehen.

„Schau“, begann ich verständnisvoll zu erklären. „Aufgrund unseres nicht unerheblichen Altersunterschieds von 15 Jahren erwische ich viel eher den Renteneintritt und werde deutlich eher den Löffel abgeben. Bekomme ich, sagen wir, zwanzig Jahre als Zusatzbonus draufgesattelt, bin ich ein wenig jünger als du. Wir werden im Gleichschritt altern und vielleicht ziehst du ja sogar das Glückslos, dass du dann von mir gepflegt werden kannst. Den Enkeln bleibe ich länger erhalten und, was mir auch sehr gefällt ... ich schröpfe ordent-

lich die Rentenkasse. Immerhin habe ich viel zu lange zu hohe Beiträge eingezahlt, jetzt will ich davon zumindest einen Teil zurückbekommen.“

„Du hast dir echt schon nen Kopf zu deinen alten Tagen gemacht.“ Sie nickte anerkennend. „Es ist deine höchstpersönliche Entscheidung. Aber erwarte bitte nicht, dass ich jeden Tag im Krankenhaus mitleidsvoll auftauche und dich tröste, sollte bei einer der OPs was schief gelaufen sein. Lass dich noch ein letztes Mal drücken, bevor du zum Dauerzombie mutierst.“

Das war nicht gerade die Unterstützung, die ich mir partnerseitig erhofft hatte. Insgeheim hegte ich leichte Revanchegelüste und tröstete mich damit, dass vielleicht die eine oder andere Krankenschwester das Ergebnis der neuesten Forschung antesten wollte. Vielleicht brauchten diese jungen Alten gar nicht mehr die blauen Tabletten, die sie in der Regel beim Quickie ohnehin zu spät einnahmen. Mir wurde klar, dass ich die Sache allein durchziehen mußte. Höchstwahrscheinlich würde sich Uta schon erweichen lassen, sähe sie mich ganz elend auf dem Krankenbett.

Keineswegs sah ich mich in einer Verlierer- oder gar Opferrolle. Nach einer gewissen Auszeit für die Eingriffe würde ich jedes Mal ein bisschen mehr körperlich verbessert ins Tagesgeschäft zurückkehren. Und so ganz nebenbei jene, die nicht mitzogen, von der Lebenserwartung und bei den sich bietenden Freizeitaktivitäten locker überholen.

In dieser Grundstimmung meldete ich mich am nächsten Tag bei LVL Research zum Aufnahmetest an. Frau Chiwolla schlug mir drei Termine vor und so stand ich knapp zehn Tage später in einem mitbeteiligten Klinikum unweit meines Kiezes auf der Matte, um den Startschuss zu einer verwegenen Mission abzugeben.

„Wir checken Sie jetzt medizinisch komplett durch und wenn Sie wertemäßig im Rahmen unserer vorgegebenen Korridore liegen, findet übermorgen noch ein Gespräch mit unserem Juristen statt. Ziehen Sie doch den mitgebrachten Trainingsanzug an und warten Sie dann bis zum Aufruf vor Zimmer Z.1.007.“

Das ganze Prozedere erinnerte mich an die Musterung vor der Einberufung zur Wehrpflicht, was knapp 44 Jahre zurücklag. Die Geräte freilich waren inzwischen weniger mechanisch und das Fachchinesisch schwerer zu verstehen. Mir war klar, dass man nur so verfahren konnte und so ließ ich es wie ein Opferlamm über mich ergehen. Das Personal schob mich in riesige Geräte, machte endlos viele Spiegelungen, nahm mir alle möglichen Körperflüssigkeiten ab und ließ mich auf Laufband/Fahrradtrainer bis zur totalen Erschöpfung austoben. Am Ende des zweiten Tages war ich dann endlich durch. Ich fühlte mich, als hätte man meinen Körper komplett auseinandergelassen und nach einer Weile wieder ähnlich zusammengesetzt.

„Machen wir es kurz, Herr Frei. Unser BodyCheck hat ergeben, dass Sie noch knapp dabei sind und an unserer Klinikstudie teilnehmen können. Zwar gefällt uns der leicht erhöhte Blutdruck, die beginnende Arthritis und die Fettleber nicht unbedingt, aber sonst sind Sie in einer körperlichen Verfassung, auf die wir aufbauen können. Mit Sicherheit werden auch unsere zukünftigen Privatpatienten nicht völlig makellos zu uns kommen, Sie sind daher sicher ein typischer Vertreter jener Altersgruppe, die wir zukünftig als Zielgruppe vorrangig ansprechen wollen. Nicht minder wichtig ist uns allerdings, dass Ihnen unsere Konditionen zusagen. Erst nach geleisteter Unterschrift unter alle Dokumente von Herrn Dr. Knoll und der Erstellung des detaillierten Renewal-Programms können wir dann tatsächlich in etwa sechs bis acht Wochen mit dem Programm beginnen.“

Da sind echt Profis am Werk, dachte ich mir. Der hinzugezogene Jurist wirkte auf mich nicht wie Paragrafenreiter aus einem abgedunkelten Holztäfelzimmer, sondern eher wie ein Kasernenhof-Kommandant, der Widerrede eher als eine lästige Spätfolge der Baudissinschen Reformbemühungen sah. Zu meinem Glück war ich von der Ausbildung her ein Kollege dieser speziellen Spezies, hatte mich aber früh beruflich in eine andere Richtung orientiert. Insofern sparte ich mir so manche Rückfrage, da ich meinem Sachverstand einiges zutraute.

„Ich werde Ihnen nun 26 Dokumente übergeben, die von Ihrer Seite zur Kenntnis genommen und unterschrieben werden müssen. Sie reichen von der Vereinbarung über die absolute Vertraulichkeit über den Haftungsausschluss für die medizinisch erforderlichen Maßnahmen und deren Einwilligung in sie ... ähh ... bis hin zu Vorgaben für Meldungen an die Krankenkasse, den Rentenversicherungsträger und andere staatliche Stellen. Gern können Sie mich bei Fragen in den nächsten drei Tage kontaktieren, das Streichen von einzelnen Passagen bedeutet allerdings die endgültige Verabschiedung aus dem exklusiven Teilnehmerkreis.“ Beim Heimweg kam es mir so vor, als hätte mir jemand ein Gaffertape über den Mundbereich gezurrt.

Die Rollen zuhause tauschten sich gerade. Jetzt war es Uta, die alles peinlich genau wissen wollte.

„Ich habe unterschrieben, dass ich niemandem davon erzählen darf.“ So bremste ich ihre Neugier gleich zu Beginn. Sie schaute mich an, als hätte ich seit einigen Tagen einen gewaltigen Hirnschaden. Diesem Blick war nur schwer standzuhalten, also kehrte ich deeskalierend in meinen Normalmodus zurück.

„Hey, so gut dürftest du mich doch im Lauf der Jahre kennengelernt haben, dass ich alles hinterfrage. Natürlich ist einiges eine wahre Zumutung, aber das heißt ja nicht, selbst wenn ich es unterschreibe, dass jede Klausel wirklich rechts-

sicher Bestand hat. Wir werden eine saubere Dokumentation über jeden noch so kleinen Furz anlegen, damit, falls etwas schief läuft, ... selbst du die ganz locker vor Gericht verurteilt kriegst.“ Von meinen juristischen Fähigkeiten war sie wirklich überzeugt, seitdem ich sie vor einiger Zeit in einer Wohnungseigentumssache erfolgreich herausgeboxt hatte.

„Willst du dir das wirklich immer noch antun? Ich finde den Preis echt zu hoch, du merkst doch selbst, mit welcher Rücksichtslosigkeit die vorgehen. Dein Leben läuft doch aktuell prima ... warum willst du es so gravierend in Frage stellen? Am Ende machen sie einen Krüppel aus dir und du verzettelst dich nervaufreibend in teuren Prozessen.“ Nach drei Tagen eingehender Lektüre und so manchem Kopfschütteln unterschrieb ich den Papierberg mehrfach und orderte mir dann eine größere Speicherkarte für mein Smartphone. Alles musste aufgezeichnet werden: der Tag, der Ort, der Inhalt eines jeden Gesprächs, die vorliegenden Dokumente. Das sollte schließlich meine Lebensversicherung sein.

„Meister, darf ich Ihren Rücken massieren?“ Pünktlich nach zwei Stunden meldete sich James mit einem schmeichelnden Vorschlag. Anfangs hatte ich Probleme, mich in Gegenwart meiner digitalen Dienerschaft solch ausschweifenden Tagesträumereien hinzugeben. Doch, was sollten sie letztlich schon groß herausfinden, wenn mich im Ruhemodus befand, weder redete noch gestikuliert?

„Und ich suche die passende Entspannungsmusik heraus ...“ Orwell hatte problemlos seinen Part in dieser Situation gefunden. Aus menschlichem Blickwinkel musste es ihm vermutlich wurmen, dass er einen Takt zu spät mit seiner Initiative gestartet war.

„Ich glaube, das ist eine gute Idee, James und Orwell. Danach werde ich noch einen kleinen Spaziergang machen“, lobte ich die beiden. Währenddessen kramte James bereits

nach dem ayurvedischen „Red Oil“. Besonders schätzte ich die heimischen Mixturen nicht gerade, die ohne Ausnahme nur noch auf synthetischer Basis hergestellt wurden.

Gelegentlich leistete ich mir noch einen Ausflug an den Indischen Ozean und brachte mir dann zwei Dutzend Flaschen verschiedener Öle von einem kleineren Spice Garden mit, der diese nach alten Rezepten ohne Konservierungsstoffe herstellte. Wenn dieser Spice-Farmer nicht gerade im Erntestress war, setzten wir uns meist zusammen und unterhielten uns. Gern stellten wir uns grundlegende Fragen, beispielsweise, ob es bald so etwas wie eine Zeitmaschine geben würde und in welches Jahr wir dann zurückkehren wollten.

Man konnte nicht behaupten, dass wir mit unseren unterschiedlichen Lebensweisen entfernt unzufrieden waren. Ihm missfiel allerdings, dass er mittlerweile in einer Art Oase lebte und die Natur hinter seinen Grenzzäunen dem Raubbau für andere Zwecke zum Opfer gefallen war. Mir stieß auf, dass landwirtschaftliche Produkte industriell in mehrstöckigen Fabrikhallen und unterirdischen Anlagen hergestellt wurden. Das Ergebnis sah den alten Sorten verblüffend ähnlich, aber der Geschmack war wässrig und mit künstlichen Aromen aufgepeppt.

Barfuß durch eine bunte Wiese mit Schmetterlingen zu jagen und die unterschiedlichsten Gerüche aufzunehmen, das ging gerade noch so vor 40 Jahren. Die einzige Möglichkeit hierfür boten allenfalls noch die Center Parks, die nun Pur Nature Parcs hießen. Deren Geschäftsführung hatte frühzeitig die Chance gewittert, mit solchen umhüllten Vegetationsinseln die nicht gerade kleine Zielgruppe der Nostalgiker gezielt und kostspielig anzusprechen.

James kam mit der leicht verschmierten Flasche zurück und empfahl mir, mich mit dem Bauch auf meine Futonmatte zu legen. Es war nicht leicht gewesen, in seinem Speicher die ganzen Lagerorte meiner Lebensmittel und Utensilien anzulegen. Im Gegensatz zu den neuesten Chikuka-Modellen, die

den Raum selbständig vermessen und mit dem Scan des Produktcodes fast alles hervorholten, musste ich noch vor fünf Jahren den Apartment-Grundriss eingeben und mit eindeutigen Piktogrammen versehen. Die Banane durfte ich nach der Lieferung also nicht an einem anderen Platz ablegen und falls ich einmal den Lagerort zu ändern beabsichtigte, musste ich stets die alte Eingabe löschen und den Zugriffspunkt neu anlegen.

Bei aller scheinbaren Erleichterung durch die allerletzten Neuheiten wollte ich aber meist nicht den Betatester spielen und mich über Monate mit einigen Bugs der teils falsch programmierten Technikgeräte ärgern. Das ständige Entschuldigen und die Ansage „Ich werde unverzüglich den Kundensupport kontaktieren“ konnten gewaltig nerven, auch wenn die Entwickler damit die menschliche Wut in Grenzen halten wollten. Ich hatte mich insoweit mit James arrangiert. Er war als ausgereiftes Auslaufmodell und wegen einiger Kratzer preisgünstig als 1b-Ware angeboten worden. Solange er durchhielt, würde ich ihn mit Sicherheit nutzen, denn ich gehörte nicht zu der Spezies, die im Turnus von zwei Jahren immer wieder den Umstieg auf die nächste Entwicklungsstufe brauchten.

Die Massage tat gut. Neben dem eingestellten Standardmodus konnte ich James sprachlich an jene Stelle meines Körpers dirigieren. So konnten gezielt verhärtete Stellen angesteuert werden. Manch einer meiner Zeitgenossen hatte auch daran Gefallen gefunden, sich ungeniert an den Geschlechtsteilen herumwerkeln zu lassen. Man/frau blieb insofern die Wahl, eher eine 3-D-Puppe mit vielfältigsten Funktionen für diesen Akt der sexuellen Befriedigung zu wählen oder eben den eButler entsprechendes ausführen zu lassen. Parallel dazu konnte man/frau sich an die Wand zur Stimulierung einstige Partner/innen oder Pornostars projektieren lassen.

Selbstverständlich beherrschten die letzten Chikuka-Modelle auch sprachlich den sich steigernden, rythmischen

Stöhnmodus. Bordelle gab es nur noch vereinzelt für jene, denen der Austausch von Körperflüssigkeiten und das Reiben von schwitzenden Körpern in schäbiger Atmosphäre nichts ausmachte. Wie schon vor achtzig Jahren die Videotheken ausstarben, so sah auch diese einst boomende Branche so langsam dem Ende entgegen. Einerseits begrüßte ich, dass dem ältesten Gewerbe der Welt nun endlich die rote Karte gezeigt wurde und die Ausbeutung der herangekehrten Sexsklavinnen aufhörte.

Andererseits fand ich den Gedanken, dass wir unserem Sexualtrieb mangels einer bestehenden Partnerschaft nun durch eine Maschine befriedigen ließen, schon absonderlich. Gaben wir dadurch nicht ein Stück unserer Menschlichkeit auf, zu der auch die eigene Masturbation und die Fortpflanzung gehörte? Wir ließen damit die Maschinen an unsere intimsten Stellen und nicht nur jede Domina wird bestätigen können, welche Macht sich dadurch ergibt.

Die zwanzig Minuten, die ich James vorgegeben hatte, waren bis zum Ende herrlich und ich fühlte mich danach wieder äußerst gelenkig. Der Anflug einer Verspannung hatte sich verflogen.

„War die Massage zu Ihrer vollen Zufriedenheit, Meister?“ Natürlich wusste er, dass er gute Arbeit geleistet hatte. Ich nickte ihm zu und gab ein entsprechendes Handzeichen, diese Geste konnte er problemlos verarbeiten. Warum wollte er partout Lob einheimsen, fragte ich mich leicht rätselnd. Manchmal konnten einem die menschlich anmutenden Vergewisserungen wirklich rätselhaft vorkommen. Zum Glück sparte ich mir die regelmäßig angebotenen Updates für ihn, die immer weiter in Richtung Perfektionierung gingen und mit der aktuellen Empathiekomponente so manch ungehobelten Mitbürger locker in den Schatten stellten.

„Ich werde jetzt einen Spaziergang unternehmen. Bitte während meiner Abwesenheit alle nicht erforderlichen Stromfresser abschalten, bei stürmischem Wind die Fenster

schließen und höchste Sicherheitsstufe für die Haustür.“ Ich hatte James darauf trainiert, bei Nichtanwesenheit meiner Person unbekannte Dritte zu stellen und sie in einen kleiderschrankgroßen Safe Room zu verbringen. War ich länger weg, stellte er automatisch den Kontakt zur Polizei her, sonst wartete er auf mein Eintreffen. Die vor einiger Zeit noch boomende Sicherheitsbranche musste sich damit arrangieren, dass ihr ein wichtiges Geschäftsfeld weggebrochen war. Ihr Fokus lag nur noch auf dem Personenschutz im Out of Home- und Eventbereich, der mechanischen Sicherung von älteren Fenstern wie Türen sowie in der persönlichen Schulung wenig technikaffiner Nerds für Security-Apps.

„Draußen ist es regnerisches Wetter, acht Grad Celsius und aktuell scheint keine Besserung die nächsten zwei Stunden in Sicht. Ich empfehle warme Regenbekleidung und gegebenenfalls einen Regenschirm. Soll ich Ihnen eine Route vorplanen. Meister?“ Orwell liebte einen gewissen Perfektionismus.

„Nein, danke, nicht nötig. Es reicht mir, wenn Ihr auf unsere Hütte aufpasst. James nutzt derweil die Docking Station, damit du nachher wieder in voller Kraft stehst. Au revoir!“

„Wie meinen, Meister?“, rief mir James hinterher. „Er hat sich auf französisch verabschiedet, Kollege“, meinte Orwell besserwisserisch.

Ich ging hinaus zu den Aufzügen, die einem zu den Fußwegen brachten. Diese transparenten Schläuche an den Außenwänden der Hochhäuser waren für mich, der ich unter Höhenangst litt, eine wahre Tortur. Warum hatte eigentlich bis heute keiner die Erfindung angemeldet, dass man diese Dinge auf einen intransparenten Modus schalten konnte? Oder widersprach dies der allgemeinen Sicherheitsphilosophie, dass man mit den montierten Kameras jeden Winkel des öffentlichen Raums checken können musste? In der Regel stellte ich mich mit dem Rücken zur Aussicht, damit ich nicht das Hin-

abraschen in die Tiefe visuell wie einen Selbstmordsprung wahrnehmen musste.

Angekommen im 30sten Stockwerk stand man vor einer Vielzahl an digitalen Hinweistafeln, die den Passanten die Ziele und die benötigte Zeit bis dorthin anzeigten. Hielt man seine eWatch an den Connecting Point, so fungierte das Wunderteil an der Hand als Navi, das einem durch das Röhrenlabyrinth lotste. Das System hatte unbestritten seine Vorteile. Kinder gingen nicht mehr verloren, alte Menschen mit Demenz konnten schnell aufgespürt werden. Ein Verlaufen war praktisch unmöglich. Immer vorausgesetzt, man hatte seine eWatch auf das richtige Ziel auf dem Display eingeloggt. Ich ersparte mir meist diesen Vorgang.

Schließlich kam ich aus einer Zeit, in der man mit der eigenen Orientierung noch jedes gewünschte Ziel ansteuerte. Und selbst seit den Anfängen von Google Maps wollte nicht jeder seinen Weg mit all den Daten ausgewertet wissen. Doch die Digital Post Native-Generationen zeigten keinerlei Skrupel mehr, persönliche Daten an Telekommunikations-, Mobilitätsanbieter und Verkaufsplattformen herauszugeben. Einst gab es den wenig sinnigen Spruch „wer nichts zu verbergen hat, braucht auch keine Angst zu haben.“ Mir schien, genau diese Devise hatte sich unter dem Deckmantel der Bequemlichkeit breit gemacht.

In dieser Hinsicht konnte man mich wirklich als altmodisch bezeichnen. Aber ich kannte ohnehin die Wege und so ersparte ich mir auch die ständigen Hinweise der Uhr, dass man genau hier an dieser Stelle das Devil Chicken Meal für einen halben Bitcoin günstiger ordern könne. Ob man mit Hilfe der vielen installierten Kameras ein Bewegungsprofil eines jeden Fußgängers vom Start bis zum Ziel erstellte, wurde offiziell trotz einiger parlamentarischer Anfragen der Oppositionsparteien nie ganz vom Innen- und Sicherheitsministerium preisgegeben.

Durch die Stadt, die sich inzwischen sprachlich schick als Berlinopolis bezeichnete, zog sich in nicht gerade geringer Höhe ein ausgeklügeltes Röhrensystem für Fußgänger. Dieses war doppelwandig und dazwischen mit Wasser gefüllt. Im Sommer diente es der Kühlung der Wege, im Winter logischerweise als Heizung, damit man die gewünschte Strecke auch im T-Shirt zurücklegen konnte. Im oberen Wölbungsbereich war eine Kollektorenfolie angebracht, mit der in der Regel die dafür nötige Energie gewonnen wurde. Unterhalb, im 29sten Stockwerk, waren an den Trägern der Konstruktion die Versorgungsleitungen für Wasser, Strom, Glasfaser etc. befestigt.

An einigen Stellen gab es Aussichtspunkte, die eine größere Ausbuchtung hatten und den Blick durch das doppelwandige Gebilde erlaubten. Rechts neben dem Gehbereich befand sich ein elektrisch betriebenes Förderband, auf das man Sitze montiert hatte. Gerade Leute mit einem eingegipsten Bein, einer Gehbehinderung oder mit Stock nutzten diese Art des Fortkommens. Wurde es aufgrund des Passantenaufkommens zu eng in den Röhren, so zeigte ein Rotlicht an, dass diese Passage nicht mehr betreten werden durfte und man sich über die angezeigten Umleitungen zum Ziel bewegen sollte.

Da dies in den letzten Jahren immer häufiger vorkam, spielte man seitens der Metropole mit dem Gedanken, eine zweite Röhre über der bisherigen zu montieren. So wollte man die Menschenströme, vor allem zu den Stoßzeiten, in den Griff bekommen und auf beiden Etagen nur noch eine Laufrichtung zulassen. Viele befürchteten, dass zur Finanzierung dieses Vorhabens eine Art Fußmaut erhoben werden würde und schlossen sich deshalb den Gegnern der Planungsidee an.

Unter uns fuhren im wohl dosierten Einheitstempo selbstfahrende Elektro- und Wasserstoffautos, dazwischen eBusse öffentlicher und privater Anbieter. Auch wenn es so aussah, als würden sie im Schneckentempo fahren, kamen sie schneller als zu früheren Zeiten voran. Wissenschaftler hatten sta-

tistisch exakt errechnet, dass einem die gefahrenen 30 km/h messbar eher als das frühere Stop-and-go mit erlaubten 50 km/h ans Ziel brachte. Viele nutzten mittlerweile die Zeit im Auto, um vor dem Arbeitsbeginn das Frühstück einzunehmen und auf dem Display die neuesten Nachrichten zu verfolgen.

Außerhalb der Metropolen durfte man auf den dreispurigen Fahrbahnen dem Gefährt mehr die Sporen geben, allerdings wurde bei 130 km/h die Geschwindigkeit per Software abge-regelt. Die Unfallzahlen sanken drastisch und mit ihr auch die Beiträge für die Mobilitätshaftpflicht. Dafür musste man monatlich eine Flatrate für die Nutzung der Verkehrswege und gegebenenfalls noch eine weitere für die Möglichkeit zum Abstellen des eigenen Vehikels in einem dieser Parkkolosse ausgeben. Nur wenn man den aktuellen QR4-Code auf dem Handy hatte, wurde die Schranke geöffnet und das Fahrzeug suchte sich selbständig den nächsten freien Platz.

Die Atemluft in den Metropolen war deutlich besser geworden, auch wenn man dies in den Röhren nicht wahrnehmen konnte. Über diesen gab es einen regen Flugverkehr, der allerdings ähnlich geregelt wie der Autoverkehr unten ablief. Anfangs hatten sich die Drohnenhersteller und Logistikdienstleister gegen diese Beschränkungen bis zum höchsten Gericht gewehrt, denn sie sahen den Wettbewerbsvorteil einer schnelleren Zustellung in hohem Maß gefährdet. Doch mussten sie sich den Urteilsausführungen beugen, die im Sinn des Gleichheitsgrundsatzes aller Mobilitätsformen und der strikten Wahrung der Luftverkehrssicherheit ausfiel. Es gab Flugverbotszonen über Kindergärten, Schulen, Erholungsparks und kritischer Infrastruktur.

Ich bog nach links in eine deutlich größere Röhre. Man fühlte sich wie in einem alten U-Bahn- oder Metrozugang, nur, dass es durch die transparenten Röhrenelemente taghell wirkte. Zur Zeit zankte sich die Metropole mit einigen internationalen Agenturen darüber, ob man Displaywerbung an bestimmten Stellen projektieren könne. Leider gab es nicht

mehr so etwas wie Straßenmusikanten. Es kam zum Verbot, weil sich die Mehrheit der Kopfhörer-Passanten in ihrem eigenen Musikgenuss gestört fühlte. Wieder einmal hatte man es aus meiner Sicht verpasst, der Abschottung des Einzelnen entgegenzutreten und Orte des Zusammenkommens zu bewahren. Nie hätte ich jemals gedacht, dass mir diese doch spezielle Personengruppe mit dem Hut auf dem Pflaster doch so ans Herz gewachsen sein konnte.

Wohl versehentlich streifte mich eine Jugendliche. „Entschuldigung, sorry, pardon“, sagte ihre Jacke. Es musste wohl eine von diesen Wearables gewesen sein, die Körperfunktionen messen, die Farbe beliebig ändern und bei Kollisionen wie dieser ein paar einfache Worte herausbringen konnten. Ohne einen Blick zurück zu werfen, ging die Trägerin ihres Weges und kümmerte sich nicht weiter um meine Reaktion. Warum, zum Teufel, kam noch keiner der Entwickler bislang auf die Idee, einen Abstandswarner im Stoff vorzusehen?

Nach diesem Rempler schlug ich weiter meinen Weg in Richtung des Botanischen Dachgartens ein. Das Ziel meiner Ausflüge verriet ich in der Regel weder James noch Orwell. Zuletzt hatten immer mehr Gerichte die Herausgabe der gespeicherten Daten von solchen Haushaltshilfen als Beweismittel gefordert, zusätzlich zu den Kameraaufzeichnungen und den Auswertungen der eWatch. So konnten sie den genommenen Weg, das Ziel und die zwischenzeitlichen Uhrzeiten zur exakten Bestimmung nutzen, ob der Angeklagte beispielsweise am Tatort gewesen sein musste. Ich hegte keinerlei kriminelle Absichten, aber die Vorhaltung meines täglichen Bewegungsprofils über Wochen in der Cloud schien mir dann doch zu viel an geteiltem Mitwissen.

Um der einsetzenden Rushhour zuvorzukommen, legte ich einen Zacken zu. Leider hatte ich beim Verlassen des Apartments die fortgeschrittene Uhrzeit nicht im Blick. Wenige Meter vor mir schaltete das Signal auf rot, das hieß, einen Umweg zu machen. Ich versuchte dennoch, mich schnell an

jene dranzuhängen, die gerade noch diesen Abschnitt bei grün passiert hatten. Ein wiederkehrender Alarmton ertönte ohrenbetäubend, ein Securitymann stürmte auf mich zu. Eher zufällig erkannte ihn als Türsteher eines inzwischen geschlossenen Clubs in der Nähe.

„Identifizieren Sie sich bitte!“ Ich kam mir wie einem Kriminalfall vor. Wunschgemäß hielt ich die eWatch an sein mitgeführtes Terminal und so konnte er meine Stammdaten in Sekundenschnelle aufrufen. „Herr Frei, Sie wissen doch sicher, dass ein Betreten des Bereichs bei rotem Warnlicht nicht zulässig ist.“ Ich nickte und setzte ein möglichst unschuldiges Gesicht auf. „Ausnahmsweise lasse ich heute Milde walten, weil das Licht gerade erst umgesprungen ist. Falls Sie allerdings nochmals bei einer solchen Überschreitung in unseren Fokus kommen, muss ich die obligatorische Strafzahlung direkt bei Ihnen abbuchen und Sie dürfen für 14 Tage diese Passage nicht mehr betreten.“

Da hatte ich es ja noch mit einer angenehmen Natur zu tun, dachte ich mir beim Weggehen. Allgemein genossen diese Securityleute einen zweifelhaften Ruf. Oft genug hatten sie die Aufnahme in den regulären Polizeidienst nicht geschafft, wurden von ausländischen Clans eingeschleust oder lebten ihre teilweise ihre sadistische Ader aus, Mitbürger in aller Öffentlichkeit bei kleinsten Verletzungen groß an den Pranger zu stellen. Eine Viertelstunde würde es nun länger dauern, um zu meiner grünen Oase zu kommen.

Der begrünte Dachgarten lag im Planquadrat O17. Die altbekannten Straßennamen hatte man vor einiger Zeit abgeschafft. Die verantwortlichen Städtväter/-mütter nahmen sich Mannheim, Verzeihung Man City, wie es jetzt hieß, zum Vorbild. Mit Hinweis darauf, dass dies schon eine uralte, bereits 1811 begründete Übung gewesen sei, nahm man allen Traditionalisten den Wind aus den Segeln. Selbst von Seiten der Zustelldienste und der Post kam kein Widerspruch. Briefe aus Papier gab es schon lange nicht mehr und die Zustellung

von Sendungsgut zum Billigtarif wurde infolge Personalman- gels auf eine Ausgabestelle pro Planquadrat reduziert.

Nach vierzig Minuten hatte ich endlich mein Ziel erreicht. Die meisten der Mitbürger hätten wohl für diesen Weg ein Carsharing-Angebot genommen. Mir war dies ein wenig um- ständlich: Erst auf die Fahrzeugebene hinunter, dann zum auf der App angezeigten Abstellplatz, die Karre auf Dellen und Aufladung checken, im Navi den Endpunkt eingeben und den Finger-Scanner für den Start finden. Daneben tat ich ein we- nig für meine Gesundheit, was mir der Arzt ohnehin ange- raten hatte, denn sonst würde ich die gegenwärtige Vitalität nicht mehr lange aufrechterhalten können.

Die grüne Dachterrasse befand sich auf einem riesigen, ehemaligen Flughafengebäude. Einst landeten dort im Kalten Krieg die Rosinenbomber zur Versorgung der Bevölkerung Westberlins, dann diente ein Teil als Flüchtlingsunterkunft, als Location für Fashionshows, als Fundbüro und, was weiß ich noch ... Ein schlüssiges Gesamtkonzept konnte die Stadt- verwaltung trotz vieler Jahrzehnte nie richtig auf die Beine stellen. In den 2010er Jahren verschärfte sich infolge des Be- völkerungszuwachses die Wohnungssituation, die zu immer mehr Obdachlosen in den Parks und gesharten Wohnraum führte.

Nach vielen Auseinandersetzungen mit engagierten Bür- gerinitiativen einigte man sich darauf, erst den Randbereich, später dann die nahezu komplette Fläche zu bebauen. Zwar hatte ein gegenteiliges Bürgerbegehren ursprünglich einmal Erfolg mit der Verhinderung dessen, doch konnten sich alle der neu einstellenden Situation nicht entziehen. Zur Befriedung vereinbarte man in einem sogenannten Bürgervertrag, dass als Ausgleichsmaßnahme das gesamte Dach als Grünan- lage dauerhaft ausgewiesen und gepflegt werden müsse.

Ich suchte mir einen Platz in der Relax-Bar, die neben ver- schiedensten Hängematten geniale Stühle mit Massagefunk- tion anbot. Wegen der Rushhour war es nicht zu voll, zumal

sich der Charme der After Work-Parties wegen des Trends zu immer mehr Home Office erledigt hatte. Mit Hilfe der überall eingebauten Touchpoints konnte man direkt durch Anklicken eine Bestellung des gewünschten Smoothies oder anderer Getränke auslösen. Der Stuhl vibrierte auf besondere Weise, wenn man sich das Getränk oder das fertige Fingerfood an der Theke abholen konnte. Dann hielt man das Smartphone an das PayTerminal und die Klappe mit der Bestellung öffnete sich. Das erlaubte dem Betreiber, mit minimalem Personalaufwand die komplette Lokalität zu schmeißen.

Nach Feierabend, der zwischen 4.00 und 6.00 Uhr morgens lag, kam dann die Reinigungs- und Spülrobos zum Einsatz. Wie die Straßenmusikanten vermisste ich auch hier das anregende Gespräch mit einem erfahrenen Barkeeper. Selbstverständlich konnte man die anderen Besucher anquatschen, das überwiegend jugendliche Publikum mit einem sehr eingeschränkten Sprach- und Erfahrungsschatz ließ sich aber lieber auf das Smartphone ein. Noch bevor der Umbau an dieser Stelle begann, war ich mit Uta oft auf dieser riesigen Fläche. Wir skateten mit unseren Inlinern, ließen riesige Drachen steigen und futterten nach der Anstrengung die Bratwurst, die uns ein türkischer Wiesennachbar frisch von seinem Grill anbot.

Die Aussicht auf die jetzige Wohnbebauung ließ eher einen Hauch vom früheren Marzahn aufkommen. Dennoch liebte ich diesen Ort, es gab nicht wirklich viele davon. Der Skaterparcour, der künstlich angelegte See, der Kräuterpfad, die vielen Hochbeete mit jahreszeitlicher Blumenbestückung ... all das schaffte zumindest eine entfernte Vorstellung von Natur und dem Vergnügen, draußen zu sein. Man musste sonst mindestens bis zur CucumWorld, früher Spreewald genannt, oder ins Nachbarland nach Polen fahren, um Wiesen und Bäumen vergleichbar nah sein zu können.

Vom Nachbartisch bekam ich ein Gespräch mit, dort saßen einige Jugendliche, vermutlich studentisches Milieu. Eigent-